

Prof. Dr. Thomas Rießinger (Bensheim)
Banalität als christliche Tugend
Margot Käßmanns Lebenshilfe*

Margot Käßmann, die Nachfolgerin Wolfgang Hubers im Ratsvorsitz der Evangelischen Kirche in Deutschland, hat einen hohen Bekanntheitsgrad erlangt, zum Teil allerdings aus weniger theologischen Gründen. Seit 1999 war sie Landesbischöfin der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers und übernahm nach Hubers Pensionierung im Oktober 2009 das Amt der Ratsvorsitzenden. Im Februar 2010 trat sie von beiden Ämtern zurück, nachdem man sie bei einer Autofahrt unter erheblichem Alkoholeinfluss angehalten hatte. Diese Fahrt und den anschließenden Rücktritt werde ich hier nicht kommentieren, da sie kaum etwas mit der Frage zu tun haben, wie Käßmann sich die Welt und den Glauben vorstellt. Welche Gedanken sie in dieser Beziehung hegt, hat sie in zahlreichen Veröffentlichungen zum Ausdruck gebracht, unter anderem in einer Neujahrspredigt im Januar 2010, die vom Seminar für allgemeine Rhetorik der Universität Tübingen als „Rede des Jahres“ ausgezeichnet wurde,¹ sowie in ihrem Buch „In der Mitte des Lebens“, das man als christlich orientierte Lebenshilfe verstehen darf. Ziel dieses Aufsatzes ist es, einen kleinen Einblick in Käßmanns Gedankenwelt zu geben.

Preiswürdiges

Die erwähnte Neujahrspredigt beginnt – wie sollte es auch anders sein – mit einem Bibelwort: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt an mich!“^{2,3} So beruhigt Jesus kurz vor seiner Verhaftung die aufgeregten Jünger, und „so lau-

tet die Losung, die uns für ... 2010 mit auf den Weg gegeben ist.“⁴ Dieser Satz sei, erklärt uns Käßmann, „eine wunderbare Zusage an einem ersten Januar“, an dem jeder hoffe, dass alles gut werde. Leider tritt schon hier das erste Problem auf, denn es handelt sich bei dem Jesuswort keineswegs um eine Zusage für die nächste Zeit oder gar das nächste Jahr, sondern bestenfalls um eine Zusage für das nächste Leben. „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten,“ sagt Jesus, und die „Stätte“ ist seines Vaters, also Gottes Haus. „Und wo ich hingehere, den Weg wisst ihr.“⁵ Deshalb sollen also die Jünger nicht erschrecken, weil Jesus wiederkommen will, „um euch zu mir zu nehmen, damit ihr seid, wo ich bin“⁶, also in dem bereits erwähnten Haus Gottes, wo er sich nach seinem baldigen Tod aufhalten wird. Nicht umsonst bezeichnet man diesen Text aus dem Johannes-Evangelium auch als Abschiedsrede.

Käßmann macht daraus die Aufforderung, mit Gottvertrauen in das neue Jahr zu gehen, und äußert sich dann über die Hoffnung, dass im neuen Jahr alles gut werden solle. Diese Hoffnung packe nämlich „zum Jahreswechsel auf wundersame Weise unsere ganze Gesellschaft“, was man an den vielen Wünschen für ein frohes neues Jahr oder ähnliches ablesen könne. Ich frage mich, ob sie auch im Fahrstuhl glaubt, dass jeder grüßende Mitfahrer ihr tatsächlich einen guten Morgen oder einen guten Tag wünscht. Die ganze Gesellschaft wird zu Neujahr ebenso wenig von einer kollektiven Hoffnung überwäl-

tigt wie die üblicherweise grüßenden Menschen von plötzlicher Nächstenliebe; sich ein frohes neues Jahr zu wünschen ist nichts weiter als eine übliche Floskel.

Unabhängig davon ist ihr aber klar, dass „eben nicht alles gut“ ist und wir tatsächlich immer wieder Grund zum Erschrecken haben, wobei es ihr „um echtes Erschrecken, tiefe Erschütterung“ und „Lebensangst“ geht. Darin werde ich ihr sicher nicht widersprechen, möchte aber schon hier kurz die schon oft gestellte Frage vorbringen, warum man sich dem Gottvertrauen hingeben sollte, wenn es auch so lange Zeit nach dem Opfertod seines Sohnes immer noch so viel Erschrecken und Lebensangst gibt. Von solchen Kleinigkeiten lässt sich Käßmann nicht anfechten, sie nimmt sie lieber zum Anlass, auf „die elementaren Fragen“ hinzuweisen wie zum Beispiel: „Macht mein Leben Sinn? Wo will ich hin? ... Mein Gott, ich weiß nicht weiter!“ Letzteres glaube ich ihr gerne, frage mich aber, wie so dieser Ausruf eine elementare Frage darstellen soll und warum man die Existenz Gottes beim Stellen elementarer Fragen einfach voraussetzen darf. Bisher bin ich nämlich davon ausgegangen, dass die Frage nach der Existenz eines Gottes selbst zu den elementaren Fragen gehört; bei Käßmann lerne ich nun, dass man sie am besten gar nicht erst stellt, sondern sofort eine positive Antwort gibt.

Vermutlich hat sie aber keine andere Wahl, wie ihre weiteren Ausführungen zeigen. Sie berichtet uns von Fluchtmöglichkeiten vor dem Erschrecken wie etwa Alkohol, Kaufrausch oder Fernsehen und setzt dem die Möglichkeit entgegen, sich selbst zu „konfrontieren mit den großen Fragen des Lebens,“ wofür man Mut und Vertrauen brauche, „Gottvertrauen, wie Jesus es meint

mit dieser Aufforderung. ... Ihr könnt nie tiefer fallen als in Gottes Hand.“ Eine praktische Methode. Sie bezeichnet einfach andere Möglichkeiten, mit dem Erschrecken fertig zu werden, als „Fluchtmanöver“ und übersieht dabei, dass sie nur ein weiteres Fluchtmanöver präsentiert: die Flucht in den Glauben. Wie sie vielleicht selbst weiß, aber nicht zur Kenntnis nehmen will, hat das Gottvertrauen schon oft genug nichts an den Schrecklichkeiten dieser Welt und am Erschrecken geändert, sondern im Gegenteil dazu beigetragen, und auch der Fall in Gottes Hand wirkt nicht sehr vertrauenerweckend, da man aufgrund der Unbegreiflichkeit Gottes nicht so recht wissen kann, ob der Aufprall nicht zu hart sein wird. In Anbetracht des konkret vorhandenen menschlichen Leids wirkt der Rekurs auf den Fall in Gottes Hand ähnlich unwirklich und zynisch wie die Bezeichnung der Schmerzen einer Krebspatientin als Kuss von Jesus durch die selige Teresa von Kalkutta.

Immerhin kann sie auch eine Begründung für das Gottvertrauen vorweisen. „Unser Gott,“ so meint sie, „weiß etwas vom Leben, weil er eben nicht in fernen Himmelswelten blieb, sondern mitten unter uns war, auch Leid, Sterben und Tod kennt.“ Man könnte bei einem Blick in die Weltgeschichte auf die Idee kommen, „unser Gott“ sei vielleicht besser „in fernen Himmelswelten“ geblieben, da seine Präsenz auf Erden nicht unbedingt hilfreich gewesen ist. Darüber hinaus sollte Käßmann uns einmal erklären, wieso ein allwissender und allmächtiger Gott es nötig hat, „mitten unter uns“ geweilt zu haben, um etwas vom Leben zu wissen, wo er doch dieses Leben, diese ganze Welt geschaffen hat und ganz genau über alle Eigenheiten seiner Schöpfung informiert sein sollte.

Solche Probleme gehören wohl kaum zu den von ihr favorisierten elementaren Fragen; Käßmann zieht es vor, über Gottes Eigenschaften zu referieren. Er lasse sich „nicht greifen, nicht auf einer Festplatte speichern,“ wobei angemerkt werden sollte, dass auch Menschen im Allgemeinen nicht auf eine Festplatte passen. Obwohl er aber völlig ungreifbar ist, lasse sich Gott „erfahren in unserem Leben,“ nämlich da, „wo wir Trost finden, begleitet und getragen werden,“ denn Gott wolle uns „begleiten auf allen unseren Wegen.“ Das kleine Problem, worin wohl der Unterschied zwischen dem Greifen und dem Erfahren Gottes bestehen mag, will ich hier nicht weiter verfolgen. Interessanter ist, dass Käßmann in guter Theologenmanier positive Erfahrungen wie Trost oder Begleitung auf Gottes Rechnung schreibt und ihn von den eher unschönen Begleiterscheinungen befreit. Denn Trost braucht man beispielsweise nicht ohne Grund, in aller Regel geht der positiven Erfahrung des Trostes eine negative Erfahrung voraus, aus der die Notwendigkeit des Trostes folgt. Offenbar sind solche negativen Stunden aber keine passenden Momente, um Gott zu „erfahren in unserem Leben“, obwohl er die Welt in seiner Hand hält und man – ich darf es hier wiederholen – nicht tiefer fallen kann als in eben diese Hand. Man kann das Theodizee-Problem auch lösen, indem man es nicht versteht.

Dass die Welt aber noch nicht ganz in Ordnung ist, hat auch Käßmann bemerkt, sie möchte nur Gott nicht mit den auftretenden Schwierigkeiten in Verbindung bringen. „Es gibt einen Kontrast zwischen Gottes Zusage und unserem unfertigen, unvollkommenen Leben. ... Da ist eine Verheißung spürbar, aber die Realität ist knallhart.“ Dass dieser Kontrast und die

offenbar seit zweitausend Jahren nicht erfüllte Verheißung ein guter Grund wären, sich nicht allzu sehr auf Gottes Hand als angenehmes Sprungtuch zu verlassen, fällt ihr dabei nicht ein. Statt dessen berichtet sie von den Möglichkeiten des Erschreckens „mit Blick auf unsere Welt“ und teilt uns mit: „Nichts ist gut in Sachen Klima, wenn weiter die Gesinnung vorherrscht: Nach uns die Sintflut.“ Schön, dass sie hier das Bild der Sintflut verwendet, die nach biblischem Zeugnis von Gott geschickt wurde, in dessen Hand wir vermutlich auch dann fallen, wenn wir in einer von ihm verursachten Flut ertrinken. Abgesehen von solchen theologischen Kleinigkeiten hätte sie sich aber auch einmal die Mühe machen können, sich über den aktuellen Stand der Klimadiskussion zu informieren, nach dem die Lage keineswegs so klar ist, wie das manche Potsdamer Klimapropheten oder eben auch Margot Käßmann behaupten. Ich muss hier nicht beurteilen, wie sich das außerordentlich komplexe Klimasystem in den nächsten Jahrzehnten entwickeln wird. Dass aber plumpe Pauschalurteile wie „Nichts ist gut in Sachen Klima“ noch weniger zur Klärung der Sachlage beitragen können als manche Klimamodelle, dürfte außer Zweifel stehen.

Noch schlimmer wird es, wenn sich Käßmann im nächsten Absatz zur Lage am Hindukusch äußert. „Nichts ist gut in Afghanistan,“ führt sie aus. „All diese Strategien, sie haben uns lange darüber hinweggetäuscht, dass Soldaten nun einmal Waffen benutzen und eben auch Zivilisten getötet werden. Das wissen die Menschen in Dresden besonders gut!“ Für Käßmann mag es eine überraschende Erkenntnis gewesen sein, dass Soldaten Waffen benutzen, der Rest der Welt hat es wohl schon

vorher gewusst. Was sie allem Anschein nach bis heute nicht weiß, ist, dass auch die in Afghanistan gelegentlich vorkommenden Taliban Waffen benutzen und nicht die geringsten Skrupel haben, sie auch gegen die Zivilbevölkerung einzusetzen, vor allem dann, wenn es um die Ehre Gottes geht. Besonders perfide ist aber der Verweis auf Dresden, womit sie auf die Bombardierung Dresdens im Zweiten Weltkrieg durch die Alliierten anspielen dürfte. Damit setzt sie implizit den Einsatz der Bundeswehr gleich mit einer flächendeckenden Bombardierung der Zivilbevölkerung, weil ja in beiden Fällen Waffen eingesetzt wurden – vielleicht sollte sie diese Einschätzung einmal im Rahmen eines Besuches in Afghanistan, den sie bisher vermieden hat, den dort stationierten Soldaten vortragen.

Zudem ignoriert sie völlig, dass seit dem Jahr 2002 gerade von deutscher Seite etliche zivile Projekte angegangen worden sind, so zum Beispiel im Bereich der schulischen Bildung, bei der Trinkwasserversorgung und in der medizinischen Basisversorgung. Wenn ihr „die Hoffnung auf Gottes Zukunft“ den Mut gibt, „von Alternativen zu reden und mich dafür einzusetzen“, dann sollte sie auch zur Kenntnis nehmen, dass wenigstens Versuche gemacht werden, die Situation der Zivilbevölkerung zu verbessern, Versuche, die von den ortsansässigen Taliban immer wieder mit Waffengewalt beantwortet werden. „Wir brauchen,“ so erklärt sie uns, „mehr Fantasie für den Frieden, für ganz andere Formen, Konflikte zu bewältigen.“ Ich bin weit davon entfernt, die Rolle der Fantasie für Problemlösungen verschiedenster Art herabwürdigen zu wollen. Leider bringt es recht wenig, einfach nur nach mehr Fantasie zu rufen und es selbst da-

ran fehlen zu lassen, indem man konkrete Vorschläge vermeidet. Nach ihrer hier besprochenen Neujahrspredigt versuchte der damalige Wehrbeauftragte des Bundestages, mit der nötigen Ironie eine Idee aus ihren allgemein gehaltenen Ausführungen zu gewinnen, und schlug ihr vor, sich mit den Taliban zum Gebet zu treffen. In einem Buch hat sie ihm geantwortet: „Wahrscheinlich würde ein solcher Versuch der Kommunikation aber mehr zum Frieden beitragen als Bombardierungen auf Tanklastzüge, bei denen viele Zivilisten ums Leben kommen.“⁷ Von ihrer Interpretation der Ereignisse in Kundus möchte ich hier absehen, offenbar hat sie sich auch in dieser Sache nicht die Mühe genauere Information gemacht. Aber was könnte ein „solcher Versuch der Kommunikation“ mit den Taliban zum Frieden beitragen? Man kann es sich leicht vorstellen. Voller Ergriffenheit über die erkennbare „Fantasie für den Frieden“ würden sich die Taliban fraglos beleidigt fühlen und das vorgeschlagene Gebet in eine Aktion ganz anderer Art umwandeln; im Umgang mit Menschenleben waren sie noch nie sehr kleinlich. Wie sich dann der von Käßmann so gern beschworene Fall in Gottes Hand anfühlen würde, möchte ich mir nicht ausmalen. Sicher kann man sich gute Gründe gegen einen Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan vorstellen. Käßmanns Phrasen gehören nicht dazu.

Von der Weltpolitik findet sie nun den Weg zurück in die heimatlichen Gefilde und prangert weitere Erschreckensgründe an wie die Kinderarmut und die Depression von Spitzensportlern. Niemand wird behaupten wollen, dass es sich dabei um schöne und empfehlenswerte Phänomene handelt. Warum man dann aber Zeugnis geben soll „von der Nächstenliebe, die

unserem Glauben entspringt,“ ist nicht unmittelbar klar. Schließlich weiß Gott Bescheid über uns, weil er vor etwa zweitausend Jahren zu einer Stippvisite im östlichen Mittelmeerraum weilte, und wenn wir ihm schon vertrauen sollen, könnte er ja auch einmal selbst aktiv werden und auf der Basis seiner Allmacht zumindest Erkrankungen wie die Depression beseitigen. Es ist nicht anzunehmen, dass er damit die menschliche Freiheit, die man – solange sie nicht mit den eigenen Zielen kollidiert – in Theologenkreisen so hoch hält, übermäßig einschränken würde. Dass er das bisher unterlassen hat, zeigt, wie sehr bei ihm „eine Atmosphäre der Gnadenlosigkeit herrscht,“ die Käßmann statt dessen „bei uns“ identifiziert. Ich bestreite selbstverständlich nicht, dass auch in Deutschland vieles im Argen liegt. Ich bestreite allerdings sehr, dass Käßmanns Gottvertrauen eine brauchbare Basis zur Verbesserung der Verhältnisse sein kann.

Sie dagegen teilt uns mit, der Glaube blende „Leid und Kummer in der Welt nicht aus“, denn Gott sei „kein einsamer Himmelsherrscher, sondern mitten unter uns wie ein Freund, ... wie ein Mensch, der etwas weiß von den Höhen und Tiefen des Lebens,“ und die Lebenszusage Gottes könne „diese Welt mit ihren vielen Sorgen verwandeln.“ Wie ihr Glaube erklären will, dass der unter uns wandelnde gute Freund eben dieses Leid und diesen Kummer ungeführt geschehen lässt, erklärt sie uns nicht. Sie berichtet uns nur, die Welt bleibe unerlöst, „es wird nicht alles heil. Gott setzt die bessere Welt nicht mit Gewalt und Waffen durch“, was er auch gar nicht nötig hätte, ich darf in diesem Zusammenhang noch einmal auf die göttliche Allmacht verweisen. Im Übrigen zeigt die biblische Geschichte, dass ihr Gott vielleicht nicht

die bessere Welt, aber doch wenigstens seine eigenen Vorstellungen oft genug durch Waffengewalt durchsetzen ließ.

Resultat ihrer Ausführungen ist dann: „Ich darf mich anvertrauen! Und ich darf mich ermutigt wissen, selbst zu handeln, ... damit das Erschrecken geringer wird in der Welt. Wenn viele Menschen viele kleine Schritte gehen, kann sich das Gesicht der Erde verwandeln.“ Niemand wird sie daran hindern, sich anzuvertrauen, wobei man leider damit rechnen muss, dass Gott sich für ihr Vertrauen nur wenig interessiert. Dass man aber durch viele kleine Schritte die Verhältnisse verwandelt, ist keine umstürzende Neuigkeit, für die man unbedingt auf Käßmanns Gottvertrauen zurückgreifen müsste, so etwas passiert jeden Tag und seit langer Zeit, da es andernfalls überhaupt keine Veränderung hätte geben können. Man sollte nur nicht ganz vergessen, dass die heute als positiv erachteten Veränderungen eher auf das Konto der Aufklärung und der säkularen Humanität gehen und nur selten der Religion des freundschaftlichen Gottes gutgeschrieben werden können.

Die ganze Predigt hindurch bemüht sich Käßmann, ihre eigene Position der vermeintlich überlegenen Moral mit dem christlichen Gott in Einklang zu bringen. Das leidige Theodizee-Problem versucht sie, sofern sie es überhaupt versteht, mit warm klingenden Formulierungen zu überspielen, womit sie gründlich scheitert. Und ihre moralische Position beruht darauf, dass sie mit eindrucksvoller Selbstgerechtigkeit Phrasen produziert, die zur Lösung der realen Probleme nichts beitragen können. Wenn man in Tübingen keine besseren Kandidaten für den Preis der besten Rede des Jahres 2010 gefunden hat, dann darf man mit Grund entweder um den

Zustand der Rhetorik in Deutschland oder aber um den Zustand des preisverleihenden Seminars für Allgemeine Rhetorik in Tübingen bangen.

Banale Erkenntnisse

Ich muss Käßmann zubilligen, dass sie in ihrer preisgekrönten Predigt immerhin Positionen bezogen hat, so fragwürdig und unhaltbar sie auch sein mögen. Für ihre Gewohnheiten ist das alles andere als selbstverständlich, wie man bei einem genaueren Blick in ihre Veröffentlichungen sehen kann. So soll es beispielsweise in ihrem Buch „In der Mitte des Lebens“⁸ um „eine biblisch begründete Lebenshaltung“ gehen, „von der aus die existenziellen wie die aktuellen Fragen bedacht werden.“⁽¹²⁾⁹ Das ist kein geringer Anspruch, und ich möchte an einigen Beispielen zeigen, wie sie diesem Anspruch gerecht wird.

Käßmann teilt uns zunächst mit, in der Mitte sei „die Gelegenheit zu bedenken, dass ein Ende kommt – dass wir sterben müssen.“ Daran kann man zwar in jedem Alter denken, aber ich gebe sofort zu, dass die Aussage auch in der Lebensmitte kaum bezweifelt werden kann. „Das zu wissen und zu bedenken,“ erläutert sie weiter, „führt dazu, dass wir klug werden“, womit sie Psalm 90, Vers 12, zitiert. Diesen biblischen Bezug hätte sie sich vielleicht besser sparen sollen, denn dort heißt es genauer: „Denn unsre Missetaten stellst du vor dich, unsre unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht. ... Wer glaubt's aber, dass du so sehr zürnest, und wer fürchtet sich vor dir in deinem Grimm? Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“¹⁰ Der Psalm, den uns Käßmann ans Herz legen will, warnt uns also davor, dass Gott auch

all die Sünden kennt, die uns entgangen sind, und weist uns darauf hin, dass wir zu wenig an seinen Grimm über diese Sünden denken. Klug werden heißt hier: aus Angst vor Gottes Zorn seine Gebote halten, weil wir sonst nach dem Tod in Schwierigkeiten geraten. Es geht sicher nicht darum, „das Leben bewusst wahrzunehmen und in all seiner Endlichkeit das Glück zu entdecken.“⁽¹²⁾ Das ist zwar jedem zu gönnen, hat aber mit dem Inhalt des angeführten Psalms nichts zu tun.

Im Rahmen ihrer Bemühungen, verschiedene Situationen in der Mitte des Lebens auszuloten, untersucht Käßmann nun das Problem der erwachsen werdenden Kinder und kommt zu dem Schluss, dass „das Erwachsenwerden der eigenen Kinder eine erhebliche Veränderung mit sich bringt.“⁽¹⁷⁾ „Viele erfahren das als großen Verlust ... Andere Eltern machen ganz andere Erfahrungen.“ Schließlich könne „das Ende der Zeit der Kindererziehung auch als große Befreiung empfunden werden.“⁽¹⁷⁾ Nach einigen nicht weiter wesentlichen Bemerkungen über Geschwisterbeziehungen und über ihre eigene Kindheit erfahren wir dann in einer Art Zwischenresümee: „Das Loslassen der Kinder eröffnet aber eben auch die Möglichkeit, offen zu sein für Neues ... Mit erwachsenen Kindern entstehen auch für die Eltern neue Bezüge in der Beziehung. Da wird nicht mehr erzogen, es können Erfahrungen ausgetauscht werden.“⁽²²⁾ Wie wahr! Nichts davon will ich bestreiten; ich frage mich nur, worin wohl der Neuigkeitswert dieser Mitteilungen liegen mag, die darauf hinauslaufen, dass aus Kindern Leute werden. Eingehüllt in Berichte über eigene Erlebnisse, präsentiert uns die Autorin immer wieder banale Erkenntnisse dieser Art, die in der Regel im puren Nichts enden.

Im Zusammenhang mit dem Thema „Eltern begleiten“ findet sie heraus: „Wir kommen irgendwo her, und wir gehen nicht nur irgendwo hin,“ (28) weshalb es nötig sei, sich zu erinnern. Und als Quintessenz des gesamten Kapitels über Kinder und Eltern dürfen wir erfahren, die Mitte des Lebens lenke „den Blick nicht nur nach vorn, sondern auch zurück. Ich finde das anrührend. Die Wurzeln suchen, über Orte nachdenken, in denen wir zu Hause waren oder sind, das scheint mir hilfreich für die kommende Wegstrecke.“ (30) Jeder Kommentar zu diesem tiefschürfenden Gedanken dürfte überflüssig sein.

Auch der Schönheit hat Käßmann einen eigenen Abschnitt gewidmet. Sie berichtet, wie so oft, über die eine oder andere eigene Erfahrung, um sich dann der Schönheit in der Bibel zuzuwenden. Man könne die Schönheit der Schöpfung „so preisen wie die Dichter der Psalmen“ und „wie Psalm 147 sagen, dass es schön ist, Gott in der Schöpfung zu lieben,“ oder auch mit Jesaja sehen, „dass die ‚Frucht des Landes herrlich und schön ist.‘“ (33)¹¹ Die Schönheit der Natur mag sie mit Recht preisen. Ob sie es aber auch noch als schön bezeichnen würde, dass – ebenfalls nach Psalm 147 – der Herr „die Gottlosen zu Boden“ stößt,¹² kann ich nicht eruieren. Und was Jesajas herrliche und schöne Frucht angeht, so handelt es sich dabei um eine Prophezeiung künftigen Heils für die Geretteten in Jerusalem und keineswegs um eine Beschreibung des aktuellen Zustandes. Im Übrigen sollte man auch hier den Kontext nicht völlig aus den Augen verlieren, denn nur wenige Verse zuvor zeigt der Prophet des gütigen Gottes sein wahres Gesicht und verkündet der Bevölkerung Jerusalems und Judas: „Deine Männer werden durchs Schwert fallen

und deine Krieger im Kampf. Und Zions Tore werden trauern und klagen, und sie wird leer und einsam auf der Erde sitzen.“¹³ Bei der Auswahl ihrer biblischen Belege sollte Käßmann etwas vorsichtiger sein.

Damit ist das Schönheitsthema aber noch lange nicht erschöpft, denn Käßmann zeigt uns nun, was man unter Schönheit verstehen kann. „Ein schöner Tag kann ein Tag sein, der einfach gelebt wurde,“ „Schönheit ist die Eigenheit jedes Menschen, geschaffen von Gott,“ und als Höhepunkt: „Schönheit ist wunderschön!“ (37) Ich gestehe, dass mich dieser letzte Satz besonders begeistert hat und ich ihn zur Nachahmung empfehlen möchte. Wie wäre es mit „Lautstärke ist recht laut“, „Stille ist ausgesprochen still“ oder vielleicht „Röte ist unglaublich rot“? Davon abgesehen, ist allerdings ihre zweite Beschreibung der Schönheit ein wenig problematisch, denn nach christlicher Lehre ist jeder Mensch von Gott geschaffen, einschließlich seiner Eigenheiten, und ich bin nicht ganz sicher, ob Käßmann auch die Eigenheit Hitlers oder Stalins, geschaffen von Gott, in ihren Katechismus der Schönheit aufnehmen will. Vielleicht lässt sie sich aber davon nicht beunruhigen, denn „in der Mitte des Lebens entsteht eine größere Ruhe, weniger Aufgeregtheit. Dazu ist es aber auch nötig, diese Ruhe zuzulassen“ (44), doch „innere Ruhe sollte sicher auch keine Beruhigungspille werden. ... Wir werden ruhiger. Aber, wie gesagt, allzu ruhig wäre auch nicht gut in einer Welt, die so viel Elend und Unrecht kennt.“ (45) Gut, dass sie das geklärt hat. Wir sollen also zur Ruhe kommen, aber möglichst nicht zu sehr, weil Ruhe zwar nötig ist, Unruhe aber ebenso. Ist das ein Resultat der Weisheit, die sie für das zunehmende Alter erhofft? (54)

Um wieder einmal an die Bibel anknüpfen zu können, berichtet uns Käßmann in einem weiteren Kapitel von der Versuchung Jesu in der Wüste, die damit ende, dass Jesus das Schlimmste erst einmal überstanden habe und neue Kraft schöpfen könne. „Er spürt: Die Kraft kommt zurück. Auch das ist ja eine Lebenserfahrung mit fünfzig: Es gibt nach tiefen Tälern neue Anfänge.“(65) Bisher habe ich allerdings die Bibel nicht gebraucht, um zu wissen, dass auf schlechte Zeiten auch wieder gute folgen können, was übrigens keine Erfahrung nur für Fünfzigjährige ist. Käßmann nimmt nun ihre Erkenntnis zum Anlass, um über „Wüstenerfahrungen“(65) im Rahmen ihrer Scheidung zu referieren und uns mitzuteilen, solche Erfahrungen müsse „ein Mensch letzten Endes wohl immer alleine durchstehen,“ aber man könne sie kaum bestehen „ohne das Wissen um Menschen, die zu mir halten.“ Und sie überrascht ihre Leser mit der klaren Folgerung: „In den Wüstenzeiten unseres Lebens kommen wir ans Ende unserer Kraft. Aber aus solchen Zeiten der Klärung können wir eben auch gestärkt hervor gehen, uns neu orientieren und mit frischem Mut nach vorn weiterleben.“(66) Man fragt sich mit zunehmender Verzweiflung, wer eigentlich von solchen in epischer Breite präsentierten banalen Weisheiten profitieren soll. Dass ich den tieferen Sinn ihrer Ausführungen nicht entdecken kann, mag aber auch an mir selbst liegen, an meiner mangelnden Offenheit, denn „wichtig ist, nicht zu vertrocknen, sondern offen zu sein für das Neue und keimen und aufblühen zu lassen, was blühen will und kann.“(73)

Dass Käßmann vor dem Thema „Beziehungen“ nicht Halt macht, konnte man sich denken. Sie meint, wir bräuchten

„Mut, neue Wege zu gehen, neue Verbindlichkeiten zu finden, die Ehe zu wagen, aber auch das Single-Leben zu respektieren; Menschen zu ermutigen, Kinder zu kriegen, und Menschen ohne Kinder nicht herabzustufen“(78), womit sie wieder einmal die Balance zwischen allen möglichen Positionen gefunden, aber leider überhaupt nichts ausgesagt hat. Ihren freundlichen Gemischtwarenhandel führt sie fort, wenn sie zum Problem der Nähe ausführt, dass „Nähe gesucht, aber auch ausgehalten werden“ müsse, denn es gebe auch „Angst vor Nähe.“(82) Erst in Bezug auf die Freundschaft kann sie sich zu einer eigenständigen Position aufrufen, die allerdings keine Überraschungen in sich birgt. „Freundschaften haben mir immer viel bedeutet,“ so berichtet sie, „aber je älter ich werde, desto wichtiger werden sie.“(83) Eigentlich wäre ihre Haltung zur Freundschaft damit geklärt, sie sieht jedoch noch einen gewissen Erläuterungsbedarf. „In der Mitte des Lebens lernen wir, alte Freundschaften besonders zu schätzen“(84), und „mir wird Freundschaft immer wichtiger“(85), was aber allem Anschein nach immer noch nicht klar genug ist. Zusätzlich lernen wir, in der Mitte des Lebens gelte es „die Freundschaft zu pflegen, einander zu begleiten und gemeinsame Pläne zu schmieden“(86), denn „Freundschaften brauchen Hege und Pflege.“(87) Über mehrere Seiten hinweg hat sie nicht mehr zu sagen als genau das: Freundschaften sind wichtig und man sollte sich deshalb darum kümmern. Wer das bisher noch nicht wusste, wird es jetzt sicher nicht mehr vergessen.

Inzwischen dürfte Käßmanns Methode klar geworden sein. Wenn sie nicht gerade banale Einsichten wie die eben beschriebenen Äußerungen zur Freundschaft vor-

bringt, hangelt sie sich mit einem andauernden Einerseits-Andererseits durch ihre Fragestellungen, das in der Regel darauf hinausläuft, man solle das eine tun, ohne das andere zu lassen. Auch ihre Bemerkungen zum Alleinsein und zur Einsamkeit verlaufen nach dem gleichen Muster. „Es gibt beides: einsam sein, ohne allein zu sein, und allein sein, ohne Einsamkeit zu spüren,“(91) worin ihr niemand widersprechen wird. Und: „Wir können lernen, mit uns allein zu sein und eine innere Balance zu finden. Aber Rückzug sollte eben keine Selbstisolation sein, sondern auch immer den Weg finden zurück in die Gemeinschaft.“(94) Allein sein, aber nicht zu sehr, in der Gemeinschaft leben, aber auch nicht zu sehr, denn man muss ja auch allein sein – das ist ein Muster, das man auf alles anwenden kann. Wir können beispielsweise auch Rotwein trinken, um eine innere Balance zu finden. Aber Rotwein sollte eben keine Einbahnstraße sein, sondern wir müssen immer den Weg zurück zum Weißwein finden. Oder zum Bier. Oder zur Abstinenz. Es ist völlig gleichgültig, welche Begriffe man in die Käßmannschen Leerformeln einsetzt, ein nennenswertes Resultat ist nie zu erwarten. Von diesem Prinzip weicht sie nur selten ab; einige weitere Beispiele mögen zur Verdeutlichung genügen. „Das Alte zurücklassen, die Trauer zulassen, sie aber nicht die Oberhand gewinnen lassen und dann den Neuanfang wagen: Darum geht es“(100), lautet ihre Quintessenz zum Thema „Aufbrüche wagen“. „Es braucht inneres Gleichgewicht und Gelassenheit, damit ich mich einlassen kann auf Neues“(105) – eine Einsicht, die der eine oder andere vielleicht auch schon früher hatte. „Du gehst durch tiefe Täler, aber du musst nicht unten bleiben, sondern du findest wieder einen Hü-

gel, von dem aus du einen freien Blick über das Land hast.“(131) Und schließlich die besonders bemerkenswerte Mitteilung: „Wenn meine Töchter manchmal Kummer haben, versuche ich zu sagen, dass jeder Tag doch seine schönen Seiten hat – in ihren Ohren klingt das sicher altbacken und altklug.“(153) Vielleicht klingt es auch einfach nur trivial und nichtsagend, was aber Käßmann nicht stören muss, denn sie weiß ja: „Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“(154) In Anbetracht ihrer geistigen Höhenflüge mag das tatsächlich kein allzu tiefer Fall sein.

Käßmanns Interpretationen

Hin und wieder besinnt sich unsere Autorin auf ihre beruflichen Wurzeln und frischt ihre Darstellung mit Interpretationen biblischer Texte auf. In dem bereits erwähnten Abschnitt zum Alleinsein, dem wir Erkenntnisse verdanken wie „Wer allein lebt, muss nicht einsam sein, aber es gibt viele einsame Menschen“(90), greift sie beispielsweise auf eine Erzählung aus dem Johannes-Evangelium zurück. Vordergründig geht es um eine wundersame Heilung am Teich Bethesda, der gelegentlich von einem Engel bewegt wurde, woraufhin der Erste, der in das auf diese Weise bewegte Wasser stieg, von sämtlichen Leiden geheilt wurde. Als Jesus dort ankam, lagen dort selbstverständlich etliche Kranke, die auf den besagten Engel warteten, unter anderem ein seit 38 Jahren Kranker, den Jesus fragte, ob er gesund werden wolle. Der Kranke antwortete, er habe keinen Menschen, der ihn in den Teich bringe, sobald das Wasser sich bewege, „wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein.“¹⁴ Woraufhin Jesus seine bekannte Aufforderung aussprach, der Patient solle aufstehen, sein Bett nehmen

und gehen, und der Kranke sofort gesundete, sein Bett nahm und ging.

Käßmann neigt nicht zu nüchternen Berichten über Heilungserfolge, sondern deutet die Geschichte auf ihre Weise. „Aber der Gelähmte,“ so meint sie, „hat niemanden, der ihm helfen würde, hineinzusteigen. ... Wie bitter muss dieses Gefühl sein, ein bitteres Verlassensein von allen Menschen. Eine Einsamkeit, an der nichts Fruchtbare und Kreatives ist, die vielmehr ausstößt aus der Gemeinschaft.“(92) Nun sagt aber der Text gar nichts über eine Lähmung des Patienten, sondern bezeichnet ihn nur als krank. Völlig gelähmt kann er auch nicht gewesen sein, denn sonst wäre seine Formulierung, wenn er zum Teich komme, steige schon ein anderer in ihn hinein, sinnlos, da ein Gelähmter ohne Hilfe nicht in der Lage war, den Teich zu erreichen. Und wir wissen auch nicht, ob er von allen Menschen verlassen ist, wir wissen nur, dass niemand da ist, der ihm zum Teich helfen könnte. Den Rest hat sich Käßmann so vorgestellt, weil sie ein biblisches Beispiel vollständiger Einsamkeit brauchte.

Die Exegetin findet es nun merkwürdig, „dass der Kranke nicht zu Jesus kommt, sondern umgekehrt – Jesus geht zu dem Gelähmten.“(92) Wenn wir aber voraussetzen sollen, dass es sich tatsächlich um einen Gelähmten handelt, konnte er wohl schwerlich zu Jesus gehen. Auch bei einer schlichteren Gehbehinderung mag es ihm schwer gefallen sein, zu ihm vorzudringen, und vielleicht wusste er auch gar nicht, wer da zum Teich gekommen war. Umgekehrt macht die Geschichte dagegen einen Sinn: Jesus brauchte einen möglichst spektakulären Fall, und da lag es nahe, sich den Patienten mit der längsten Wartezeit auszusuchen. Man wundert sich

ein wenig darüber, welche Passagen Käßmann seltsam findet, und noch mehr wundert man sich über ihre weitere Interpretation des Evangeliums. Dort heißt es nämlich, Jesus habe den Kranken gefragt, ob er gesund werden wolle. „Und die Antwort lautet nicht: ‚Ja, ich will gesund werden!‘ – er sagt: ‚Herr, ich habe keinen Menschen.‘ Da wird deutlich, wie viel mehr ihn die Einsamkeit bedrückt als die Lähmung. Die Ausgeschlossenheit macht ihm das Herz unendlich schwer.“(93) Ich habe nicht feststellen können, wie Käßmann Zugang zum Herzen des Patienten gefunden hat. Der Text des Evangeliums gibt ihre Deutung jedenfalls nicht her, denn die Antwort des Kranken lautet vollständig: „Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein.“¹⁵ Die Einsamkeit ist nicht sein Problem; tatsächlich kann er im Falle einer Lähmung kaum völlig einsam sein, da er sonst nicht 38 Jahre lang an dem magischen Teich überlebt hätte. Sein Problem liegt einfach darin, dass ihm niemand in den Teich helfen kann, wofür viele verschiedene Gründe denkbar sind. Kein Wort davon, dass ihn die Einsamkeit mehr bedrückt als die Lähmung, keine Andeutung über seine von Käßmann identifizierte Ausgeschlossenheit. Er antwortet schlicht auf die Frage, ob er gesund werden wolle, indem er erklärt, warum das bisher noch nicht funktioniert hat. Und die Heilung wird auch nicht deshalb möglich, „weil Jesus ihn zurückholt in die Gemeinschaft“(93), der Ablauf ist offensichtlich umgekehrt: Erst wird er von Jesus geheilt, und dann kann er aufstehen und sich welcher Gemeinschaft auch immer widmen.

Hier fällt nicht nur auf, dass sich Käßmann eine Geschichte so zurecht biegt, dass sie ihr ins Konzept passt. Tatsächlich hat sie auch zwei wesentliche Punkte übersehen. Denn zum einen soll die Heilung des Kranken am Teich nur illustrieren, dass Jesus auch am Sabbat Heilungen vornahm und daher von den etablierten Kreisen angefeindet wurde. Ob der Kranke einsam war oder nicht, spielt dabei nicht die geringste Rolle, der Evangelist brauchte nur ein gutes Beispiel einer freundlichen, aber nach dem Gesetz verbotenen Tat am heiligen Sabbat. Und zum anderen sollte sie vielleicht ein wenig über die äußeren Bedingungen des Heilverfahrens ins Grübeln kommen. In fünf Hallen, so berichtet uns der Evangelist, lagern die Kranken um den Teich, und der gütige Gott, in den wir unser Vertrauen setzen sollen, schickt nur von Zeit zu Zeit einen Engel, der durch einen kurzen Tauchgang das Wasser in Bewegung setzt und dadurch heilkräftig werden lässt. Warum so selten? Und wozu der Umstand, wenn es doch so viel einfacher gewesen wäre, die vielen Leute in den Hallen einfach durch göttliches Dekret zu heilen? Und vor allem: Warum darf nur der erste Patient, der das Wasser erreicht, von der göttlichen Gnade profitieren, während die anderen bis zu einem Zeitraum von 38 Jahren leer ausgehen? Dem unbefangenen Betrachter tritt hier wie so oft ein Gott entgegen, der sich einen Spaß mit dem Leiden seiner Geschöpfe macht und sich dann auch noch dafür feiern lässt, dass er gelegentlich einen winzigen Teil dieses Leidens beseitigt. Auch sein Sohn hätte übrigens, da er schon einmal dabei war, auch die anderen Patienten von ihren Gebrechen befreien können. Es war ihm aber wichtiger, in den Tempel zu gehen, um dort kund zu tun, sein Vater wirke bis

auf diesen Tag, und er selbst wirke auch.¹⁶ Auch vor Auslegungen des Alten Testaments schreckt Käßmann nicht zurück. In ihrem Abschnitt über Stille geht sie näher auf die Geschichte des Propheten Elia ein, der angetreten sei „zur Verteidigung des rechten Glaubens.“(105) Sie gibt zu, dass er dabei „geradezu gewütet“ habe, wobei 450 Priester des falschen Gottes Baal „durch ihn den Tod gefunden haben“(106), scheint das aber eher als eine Art Kollateralschaden zu betrachten. Viel wichtiger ist ihr, dass Elia „schließlich einen großen Triumph“ erlebt.(105) Nachdem der amtierende König aus politischen Gründen den Baalskult in seinem Lande akzeptiert hatte und Elias Gott darüber nicht eben erfreut war, konnte Elia „König Ahab überzeugen, dass der Abfall vom Gott Israels ins Unglück führt, und das Volk hat endlich den Gott Israels als seinen wahren Gott erkannt.“(106) Die näheren Umstände dieser Überzeugungsarbeit erklärt sie uns nicht, da sie anderen Prioritäten nachgeht. Dabei ist die Geschichte durchaus von Interesse. König Ahab hatte die Baalsanhängerin Isebel geheiratet und ging zu ihrer Religion über, woraufhin sein ursprünglicher Gott über den Propheten Elia mitteilen ließ, es solle „diese Jahre weder Tau noch Regen kommen, ich sage es denn.“¹⁷ Das war keine leere Drohung, die Trockenheit folgte auf dem Fuße, und nur Elia hatte dank eines der üblichen göttlichen Wunder keine ernsthaften Probleme, an Nahrung und Wasser heran zu kommen. Kein Wunder war es dagegen, dass „der Abfall vom Gott Israels ins Unglück“ führte, da dieser zur Eifersucht neigende und stets auf seine Ehre bedachte Gott die Dürre selbst verursacht hatte.

Im dritten Jahr scheint ihn dann eine gewisse Langeweile überkommen zu haben, jedenfalls gab er Elia den Auftrag, sich bei König Ahab zu zeigen, da Gott es wieder regnen lassen wollte. Das ließ sich der Prophet nicht zweimal sagen, er ging zu Ahab und organisierte dort einen göttlichen Wettstreit: 450 Baalpriester sollten ihren Gott anflehen, ein bereit gestelltes Stieropfer in Flammen aufgehen zu lassen, während Elia bei seinem Gott die gleiche Bitte vorbringen wollte. Man kann sich vorstellen, wie die Sache ausging. Natürlich versagten die Priester des Baal, doch auf Elias Bitte „fiel das Feuer des Herrn herab und fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde.“¹⁸ So sah also Elias Überzeugungsarbeit aus: eine Machtdemonstration seines Gottes, die vielleicht auch in unseren Tagen den einen oder anderen von den göttlichen Möglichkeiten überzeugen könnte, wenn Gott sich nach Tausenden von Jahren wieder einmal zu einer Probe seines Könnens aufrufen wollte. Elia hätte nun zufrieden sein können, aber das war er nicht. Wozu hatte man denn die 450 Baalpriester in so praktischer Weise auf einem Platz versammelt? Nach der gewonnenen Machtprobe war das Volk ohne Frage ganz auf seiner Seite, „Elia aber sprach zu ihnen: Greift die Propheten Baals, dass keiner von ihnen entrinne! Und sie ergriffen sie. Und Elia führte sie hinab an den Bach Kischon und tötete sie daselbst.“¹⁹

Ich musste diese grausame Geschichte so ausführlich erzählen, um den tieferen Sinn von Käßmanns Interpretation deutlich zu machen. Sie räumt zwar am Anfang beiläufig den Tod der 450 Baalpriester ein, meint aber, nach der Überzeugung König Ahabs durch die Machtprobe habe das Volk endlich den Gott Israels als seinen

wahren Gott erkannt. „So endet Kapitel 18.“⁽¹⁰⁵⁾ Tatsächlich endet Kapitel 18 mit der Beschreibung des nun, nach dem erfolgten Massenmord, endlich einsetzenden Regens, aber das ändert nichts daran, dass hier in aller Seelenruhe ein heimtückischer Mord an 450 Menschen durchgeführt wird – und zwar durch den Propheten höchstpersönlich –, der manchen Massakern unserer Tage in nichts nachsteht. Unsere Autorin, die sonst so gerne als Fürsprecherin der Gewaltlosigkeit auftritt, scheint das nicht weiter zu stören. Sie berichtet uns, die Königin sage nun Elia erneut den Kampf an, da Elia die Propheten ihres Glaubens getötet habe, aber „Elia seinerseits ist erschöpft nach dem Kampf, am Ende, ausgebrannt, er kann nicht mehr.“⁽¹⁰⁶⁾ Das kann man verstehen, schließlich ist es keine Kleinigkeit, 450 Menschen eigenhändig umzubringen, auch wenn sie von den eigenen Spießgesellen festgehalten werden. Ja, ich muss ihr zustimmen: „Viele kennen in der Mitte des Lebens solche Erschöpfung. Die beruflichen Anforderungen nehmen überhand, die notwendigen Kleinigkeiten des Alltags ... werden übergroß und scheinen kaum bewältigbar. Auch ich kenne solche Phasen.“⁽¹⁰⁶⁾ Ohne mit der Wimper zu zucken, bringt sie es fertig, die massenmordbedingte Erschöpfung des Propheten gleichzusetzen mit der weit verbreiteten Überforderung durch Beruf und Alltag. „Auch Elia geht es so,“ versichert sie uns. „Er will nicht weiter.“⁽¹⁰⁶⁾ Da können die vielleicht verbliebenen Anhänger des Baal aber von Glück reden, dass der mörderische Prophet von einem Burn-Out-Syndrom befallen wird und keine Freude mehr am Morden findet. Gewusst hätte ich nur gern, ob Käßmann das Niedermetzeln wehrloser Konkurrenten dem Bereich der

„beruflichen Anforderungen“ oder doch eher der Sphäre der „Kleinigkeiten des Alltags“ zuordnet.

Wie dem auch sei, Käßmann berichtet nun zutreffend, dass Elia zu einer vierzigstägigen Flucht aufbricht, und stellt die verwunder- te Frage, was ihm eigentlich so viel Angst eingejagt habe. „Mit Isebel und den Baal- priestern musste er doch schon länger fer- tig werden.“ (107) Sie vergisst, dass er mit den Baalpriestern bereits auf endgültige Weise fertig geworden war, dass aber Kö- niginen, wenn man sie durch ein Gemet- zel an ihren religiösen Mitarbeitern verär- gert, die fatale Neigung haben, den Ver- antwortlichen Spezialisten für Mord und Totschlag auf den Hals zu hetzen, und genau das hatte Isebel Elia angedroht. Eine gewisse Unruhe auf seiner Seite ist da nur zu verständlich. Käßmann bietet eine ganz andere Erklärung an. „Ist es vielleicht die Erkenntnis: ‚Ich bin nicht besser als mei- ne Väter?‘ Was aber wäre das auch für eine Selbstüberschätzung, besser zu sein als alle vor ihm ... Eine Anmaßung, falls er das gedacht hat – aber vielleicht die Anmaßung jeder nachkommenden Gene- ration?“ (107) Mir ist nicht klar geworden, warum jemand wegen der Erkenntnis, er sei nicht besser als seine Väter, 40 Tage lang durch die Wüste laufen sollte, und noch viel weniger kann ich verstehen, war- um Käßmann hier versucht, eine fernlie- gende Erklärung zu konstruieren, obwohl eine offensichtliche so nahe liegt.

Schließlich werden wir Zeuge einer Be- gegnung zwischen Elia und seinem Gott, die Käßmann auf annähernd hymnische Weise beschreibt. „Und dann kommt jene so berühmte Passage, die Episode, auf die alles zuläuft: Entsetzlicher Sturm, Erd- beben und Feuer kommen in den Berg. ... Erst als die Stille kommt, ein ‚sanftes Säü-

seln‘, erkennt Elia, dass Gott da ist.“ Bisher habe er für einen martialischen „Kämpfer- gott“ gekämpft, aber „nun lernt Elia, das Schwache auch in sich zu sehen. Sich anzusehen mit all seinen Schwächen. Er lernt Demut. Und er lernt, dass Gott ganz anders sein könnte als in unseren Vorstel- lungen. Nicht der Gewaltige, sondern das Sanfte.“ (107f) Eine faszinierende Interpre- tation. Der biblische Text berichtet tat- sächlich, es habe mehrere lautstarke Er- scheinungen gegeben, aber in denen habe sich der Herr nicht befunden, was die Fra- ge aufwirft, ob er sich dann die Erschei- nungen nicht gleich hätte sparen können. Für diesen Anlass hat er sich dann auf ein stilles, sanftes Säuseln beschränkt, und be- ginnt so das Gespräch mit seinem Prophe- ten. Der Text macht allerdings nicht die geringste Andeutung darüber, wie Elia sich selbst sieht. Ob er nun das Schwache in sich anerkennt und Demut lernt oder sich ein- fach nur darauf konzentriert, kein Wort seines sanften Herrn zu verpassen, der lei- der nicht immer so viel Sanftheit an den Tag gelegt hat – das können wir nicht wis- sen. Käßmanns Deutung ist reine Speku- lation, die in die biblische Quelle das hin- einliest, was sie gerne herausholen wür- de.

Hinaus will sie nämlich vor allem auf ei- nes. „Deutlich wird: Es muss erst einmal still werden, damit wir Gott hören kön- nen.“ (108) Bei anderen Gelegenheiten war Gott nicht so zurückhaltend in der Laut- stärke. Man darf annehmen, dass das vom Himmel fallende Feuer, das er für den Wettstreit mit den Baalpriestern erzeugt hat, nicht unbedingt nur ein sanftes Säuseln verursachte, und dennoch war Gott zu- gegen. Auch die Ermordung eben dieser Baalpriester dürfte nicht unbedingt in al- ler Stille vor sich gegangen sein, obwohl

sie im göttlichen Auftrag stattfand. Ganz zu schweigen von den auf Gottes Geheiß geblasenen Posaunen von Jericho, die erstens einiges an Lärm und zweitens – nach dem Fall der Mauern – ein Gemetzel im Sinne Gottes verursacht hatten, gegen das Elias Mordstreich fast harmlos wirkt.²⁰ Nur weil Gott einmal eine eher stille Erscheinungsform bevorzugt, darf man ihn nicht als Sanftheit in Person betrachten, schon gar nicht, wenn man sich ansieht, was der sanft säuselnde Gott seinem Diener zu sagen hat. Wie es scheint, war er nämlich mit der Hinrichtung von 450 Priestern noch nicht zufrieden, denn er erteilt den Befehl, zwei Könige und einen neuen Propheten zu salben. Wer dem Schwert des ersten Königs entrinne, den solle der zweite töten, und wer dem entkomme, solle durch den Propheten den Tod finden. „Und ich will übrig lassen siebentausend in Israel, alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und jeden Mund, der ihn nicht geküsst hat.“²¹ Es reicht also nicht, nur die Priester der Konkurrenz zu ermorden, der Prophet muss auch noch dafür sorgen, dass alle Anhänger Baals umgebracht werden. Solche Details interessieren Käßmann nicht. Gott sei nicht der Gewaltige, sondern das Sanfte, hat sie uns versichert, und sich dabei auf die Geschichte des Propheten Elia bezogen. Ich muss gestehen, dass ihre Interpretation mich nicht überzeugen konnte.

Nur kurz will ich darauf hinweisen, dass unsere Autorin auch in späteren Veröffentlichungen keinen Anlass gefunden hat, von ihrer Deutung abzuweichen. „Gott im Säuseln,“ so schreibt sie mit Bezug auf Elia in einem späteren Buch, „in ganz leisen Tönen – das ist eine wunderbare Beschreibung einer Gotteserfahrung, finde ich. So unterscheidet sich das Gottesbild schon

im hebräischen Teil der Bibel von all diesen Bildern vom gewalttätigen Donnergott. ... Sanft, zart, zuwendend, so erlebt der Prophet Gott.“²² Ja, der Prophet schon. All die Ermordeten, die auf seine Rechnung gehen, hatten vielleicht kurz vor ihrem Tod ein etwas anderes Bild des gleichen Gottes. „Gott und Gewalt gehen nicht konform“²³, diese Weisheit will uns Käßmann nahe bringen. Für den Gott, den sie gerne hätte, mag das stimmen. Der Gott der Bibel ist von solchen freundlichen Ideen weit entfernt.

Was Käßmann zu bieten hat, besteht aus drei Teilen. Manchmal bezieht sie Positionen zu konkreten Problemen unserer Zeit, vergisst dabei aber, die Realität wenigstens ein wenig in ihren Betrachtungen zu berücksichtigen, sondern zieht es vor, selbstgerechte moralische Allgemeinplätze zu präsentieren. In der Regel beschränkt sie sich aber darauf, Alltagsgeschichten zu berichten und daraus freundliche Lehren für den Hausgebrauch zu ziehen, die meistens darauf hinauslaufen, dass dies und das der Fall ist, das Gegenteil aber eigentlich auch, und dass man zwischen beidem die Balance wahren sollte. Und gelegentlich wagt sie sich auch auf das gefährliche Feld der Theologie und Bibelinterpretation, wobei sie großzügig alles ignoriert, was ihrem persönlichen Geschmack nicht entspricht, und auf diese Weise Deutungen produziert, die jeder Beschreibung spotten. Wer seine Freude an moralisch garnierten Banalitäten hat, der darf sich bei Margot Käßmann gut aufgehoben fühlen.

Literatur

Käßmann (2009): Margot Käßmann, *In der Mitte des Lebens*, Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 2009.

Käßmann (2010): Margot Käßmann, *Predigt im Neujahrsgottesdienst in der Frauenkirche Dresden*, 1.1.2010, erhältlich über http://www.ekd.de/predigten/kaessmann/100101_kaessmann_neujahrspredigt.html.

Käßmann (2011): Margot Käßmann, *Sehnsucht nach Leben*, adeo Verlag, 2011.

Rießinger (2013): Thomas Rießinger, *Joseph Ratzinger – ein brillanter Denker? Kritische Fragen an den Papst und seine protestantischen Konkurrenten*, LIT-Verlag, Berlin, 2013

Anmerkungen

* Auszug aus dem fünften Kapitel von Rießinger (2013)

¹ Käßmann (2010).

² Johannes 14, 1.

³ Da ich hier über eine protestantische Theologin spreche, entnehme ich die Bibelzitate der Lutherbibel von 1984, die man beispielsweise unter <http://www.die-bibel.de/online-bibeln/luther-bibel-1984/bibeltext/bibel/text/lesen/stelle/1/20001/29999/ch/f9bf6324dde68b02c91d690aadaefa2c/> findet.

⁴ Die nachfolgenden Zitate ohne weitere Angabe entstammen der Predigt in Käßmann (2010).

⁵ Johannes 14, 2 und 4.

⁶ Johannes 14, 3.

⁷ Käßmann (2011), S. 94.

⁸ Käßmann (2009).

⁹ Die in Klammern angegebenen Zahlen beziehen sich jeweils auf die Seite in Käßmann (2009), auf der die zitierte Stelle zu finden ist.

¹⁰ Psalm 90, 8 und 11-12.

¹¹ Jesaja 4, 2.

¹² Psalm 147, 6.

¹³ Jesaja 3, 25-26.

¹⁴ Johannes 5, 7.

¹⁵ ebd.

¹⁶ Johannes 5, 17.

¹⁷ 1. Buch der Könige 17, 1.

¹⁸ 1. Buch der Könige 18, 28.

¹⁹ 1. Buch der Könige 18, 40.

²⁰ Buch Josua 6.

²¹ 1. Buch der Könige 19, 17-18.

²² Käßmann (2011), S. 123.

²³ Käßmann (2011), S. 119.